

Jüdisches auf Schallplatten

Zu den Versuchen der „Bewältigung der Vergangenheit“ gehört auch eine starke Verschiebung der Akzente in allen Sparten der Kunst: Jüdische Themen werden in den Vordergrund geschoben, nur um zu zeigen, wie sehr „man“ sich jetzt mit der sogenannten jüdischen Frage befaßt. Ich halte diese hie und da zutage tretende Überbetonung des Jüdischen für falsch, ja, oft sogar für schädlich. Ein gar zu penetranter Philosemitismus ist genauso penibel, wenn auch in seinen Auswirkungen weniger furchtbar, wie Antisemitismus. Die Juden sind, wenn überhaupt ein Volk (und über diese Frage wurden schon viele Bücher geschrieben), ein Volk unter anderen Völkern. Es ist den Juden während der Nazizeit ein derart barbarisches Unrecht zugefügt worden, daß es sich in keiner wie auch immer gearteten Weise wiedergutmachen läßt, am wenigsten mit der sogenannten „Wiedergutmachung“, sei sie nun finanzieller oder intellektueller Art. Vielleicht wird es, nach vielen Generationen, vergessen sein — vergeben wohl nie.

Man gestatte mir eine kurze persönliche Bemerkung: Nach nazistischer Terminologie gehöre ich in die Kategorie der „Nichtarier“. Jedoch habe ich mich, weil meine beiden Eltern zufällig Juden waren, niemals als Angehöriger des jüdischen Volkes gefühlt; ich empfinde diese Tatsache weder lobens- noch tadelnswert, und ich erwähne sie überhaupt nur, damit niemand behauptet, meine vorstehenden Bemerkungen und mein nachfolgendes kleines Referat über Schallplatten, die sich mit jüdischen Themen befassen, kämen aus einer falschen Ecke. Ich schreibe diese Zeilen weder als Jude noch als Franzose noch gar als Deutscher, der ich einmal war: Ich schreibe sie als Schallplattenrezensent. Würde das Thema lauten „Abessinisches auf Schallplatten“ oder „Amerikanisches“ — ich glaube kaum, daß ich mich von anderen Kriterien als eben von denen des gewissenhaften Rezensenten leiten ließe.

Zu keiner Zeit dürfte in Deutschland so viel an jüdischer, israelischer, jiddischer Literatur erschienen sein wie in den vergangenen zwanzig Jahren; aus durchaus begreiflichen und auch begrüßenswerten Gründen wollte man hier auch eine Art von geistiger Wiedergutmachung betreiben und zudem das deutsche Publikum mit kulturellen Erzeugnissen bekannt machen, die ihm lange genug vorenthalten worden waren. Daß die Schallplattenindustrie diesem Trend folgte, ist begreiflich. Aber genau wie auf dem literarischen Markt schoß man auch hier oft über das Ziel hinaus: Keinesfalls alles, was nun an Schallplatten erschien, die sich mit jüdischen Themen befassen, war oder ist gut. Ich habe weder die Absicht noch den Platz, hier nun eine Art von Diskografie des Themas zu geben, obwohl das reizvoll wäre — schon, um endlich einmal klarzumachen, daß Aufnahmen mit israelischer Volksmusik so gut wie nichts zu tun haben mit synago-



galen Gesängen, jiddischen Volksweisen aus Polen oder gar dem Gebet für die Opfer von Auschwitz.

Mit einer einzigen Ausnahme sind alle die Platten, von denen heute die Rede sein soll (und die es auf dem deutschen Markt gibt), Dokumente des Leidens und des Leidens, ob es sich nun um Text- oder Musikaufnahmen handelt. Selbst die unerheblichste der hier besprochenen Platten, „Alef und Bet“ — aus Legenden und Sagen der Juden, zusammengestellt und kommentiert von Wolfgang Martin Schede (Christophorus CGLP 75 860) —, ist eine Platte des Jam-

mers, und ich meine das nicht nur in bezug auf die Zusammenstellung, die völlig unzureichend, wenn nicht gar läppisch ist. Wozu überhaupt mußten die biblischen Legenden aus Bin Gorions (im Insel Verlag Frankfurt erscheinener) Sammlung „Die Sagen der Juden“ oder die von Martin Buber gesammelten Chassidischen Legenden, die es ebenfalls als Buch gibt, auf Schallplatte aufgenommen werden? Ja, hätten große Schauspieler sich dieser Texte angenommen! Aber hier sind die Sprecher unter Mittelnmaß, der Kommentator redet schwülstig und mit erhobenem Zeigefinger, und religiöse Musik, Synagogengesänge, als Background untergesprochene Texte zu legen, ist geschmacklos. Ich glaube nicht, daß irgendein Hörer, ist er nicht gerade Spezialist, durch diese Platte dazu angeregt wird, sich mehr mit jüdischen Themen zu befassen.

„Adonoi — Adonoi / Die Anbetung der Juden“ heißt die wohl beste Platte mit rein religiöser jüdischer Musik, die ich kenne. Sie erschien in der vorbildlichen Reihe „Musica Sacra“ des Schwann-Verlags (AMS-L 61). Der in Paris lebende und wirkende, 1914 in Ungarn geborene Chasan (zu deutsch etwa: Kantor) Emile Kacman, ein herrlicher Baß, zelebriert zusammen mit leider ungenanntem Chor und Organisten fast die gesamte Liturgie des jüdischen Versöhnungsfestes, des „Jom Kippur“, ferner einen Teil des Sabbat-Gottesdienstes und die sieben Segnungen der Trauungszeremonie. Gerhard Krauses Text auf der Plattentasche zeugt von so profunder Kenntnis nicht nur des jüdischen Kultus, sondern der Geschichte des Synagogengesangs überhaupt, daß seine Lektüre an sich schon eine Bereicherung darstellt; dankenswerterweise gibt Krause auch die Übersetzungen der hebräischen Texte. Daß die Platte künstlerisch und technisch vollkommen ist, braucht, da es sich um eine Produktion von Schwann handelt, wohl kaum erwähnt zu werden.

Den nicht ganz richtigen Titel „Meisterwerke der Synagoge“ trägt eine Platte der Electrola (SME 80 973) — nicht ganz richtig deshalb, weil sie auch zwei jiddische und ein jemenitisches Volkslied enthält, die niemals in einer Synagoge gesungen wurden. Der helle Tenor Leo Roths, der heute in Berlin lebt, wird begleitet vom Leipziger Synagoga-Chor, Werner Buschnakowski an der Orgel und Mitgliedern des Rundfunk-Sinfonie-Orchesters Leipzig; die Leitung des Ganzen hat Werner Sanders, Synagogenkantor und Konzertdirigent in Leipzig. Im leider viel zu knappen Text der Plattentasche heißt es: „Den von jüdischer Hand stammenden Vertonungen der hebräischen Gebets- und Bibeltexte ist ein eigentümlicher Klage-ton eigen, der selbst in Freudengesängen nicht fehlt. Es ist, als ob die jüdische Seele aus der Ghetto-Enge in die Welt der Töne entweichen wolle...“ In ihrer Musikalität, in ihrer technischen Brillanz, vor



KÜNSTLER-NACHRICHTEN

George London wird nach zweijähriger Bühnenpause in der kommenden Saison wieder als Opernsänger auftreten. Er singt zuerst in Israel den Don Giovanni.

Carl Orff hat mit der Komposition des „Prometheus“ seine griechische Dramen-Trilogie beendet, die außerdem aus der „Antigonae“ und dem „Oedipus, dem Tyrannen“ besteht. Das neue Werk wird im Frühjahr 1968 in der Stuttgarter Staatsoper uraufgeführt.

Svjatoslav Richter war in zwei Liederabenden, die Dietrich Fischer-Dieskau beim diesjährigen Festival en Touraine gab, der Klavierpartner. Auf dem Programm standen der Magelone-Zyklus von Brahms und Mörke-Lieder von Hugo Wolf.

Der italienische Dirigent Claudio Abbado dirigierte die Berliner Philharmoniker in einer Neuaufnahme der DG mit den Klavierkonzerten C-dur von Prokofiew und G-dur von Ravel. Solistin war Martha Argerich.

Wilhelm Backhaus gibt am 12. Dezember in Frankfurt am Main ein Konzert. Die Teldec veröffentlicht



Licht in diesen Wochen zwei Schallplatten mit Neueinspielungen des 83jährigen Pianisten. Sie enthalten die Beethoven-Sonaten op. 7, op. 79 und op. 110 sowie das zweite Klavierkonzert von Brahms.

Gwyneth Jones wird in der Neuinszenierung des „Rosenkavaliers“



an der Wiener Staatsoper im nächsten Frühjahr den Octavian singen.

Erich Leinsdorf, Leiter des Boston Symphony Orchestra, dirigiert Anfang Juni 1968 zwei Konzerte der Frankfurter Museums-Gesellschaft.

allein aber in ihrer Interpretation — bemerkenswert neben Leo Roth der Bariton Rudolf Wiebel — ist die Platte bestechend. Das Repertoire ist weiter gespannt als bei „Adonoi — Adonoi“: Neben Gesängen zu Beginn des Sabbat, dem Abendgebet, mehreren Psalmen und dem schon klassischen Kol Nidre — dessen Variationen von Max Bruch jedem Musikfreund ein Begriff sind — findet sich hier das traditionelle „El mole rachamin“, die Totenklage, in tragisch-modernisierter Form: Die Klage geht nicht um das Seelenheil einzelner Verstorbener, sondern der Opfer von Auschwitz, Maidanek und Treblinka. Optimistische Töne klingen in „Sei s'limchu“ an, dem Lied des Thora-Freudenfestes, in einer Neubearbeitung von Werner Sander, der das Heiter-Rhythmische des Liedes nach vorne zu rücken vermochte. Die beiden jiddisch-hebräischen Volkslieder jedoch, „Eli, Eli“ und „Oif'm Pripitschek“ — letzteres kennen wir auch von Belina gesungen —, sind wieder voller elegischer Tragik.

Ein „document humain“, eher ein antihumanes Dokument, ist die Schallplatte „Das Tagebuch des David Rubinowicz“ (Christophorus CLP 73 336). Der zwölfjährige David wurde im Sommer 1942 aus dem polnischen Dorf Krajno, wo er bis dahin in halber Freiheit mit seinen Eltern gelebt hatte, von der SS abgeholt und in der Nähe des Städtchens Bodzentyn zusammen mit Tausenden anderer polnischer Juden ermordet. Von März 1940 bis Juni 1942 hatte er Tagebuch geführt. Im Jahre 1960 wurde dieses Tagebuch gefunden und in Warschau veröffentlicht; die deutsche Übersetzung erschien bei S. Fischer in Frankfurt. Die Lektüre ist erschütternd — aber die Schallplatte ist um ein Vielfaches erschütternder. Es ist ein schreckliches Dokument, diese Mischung von kindlicher Neugierde, Freuden an den Kleinigkeiten des Alltags, trockenem Bericht vom Mord an diesem oder jenem Nachbarn und dem vorausahnenden Wissen um das schreckliche Ende. Charlotte Niemann hat bei der Aufnahme der Platte meisterhaft Regie geführt: Sie ließ den kleinen David von Charles Brauer sprechen, einem erwachsenen Schauspieler, dessen gewollt nüchternes Understatement die beklemmenden Aufzeichnungen des Knaben zu einem fast kalten Protokoll macht. Die wenigen Strophen hebräischer Lieder, die es umrahmen, werden von einer hellen Knabenstimme gesungen — mehr als ein Symbol. Es ist eine quälende Platte, aber sie muß sein, und wären Deutschlands Schulen das, was sie sein müßten, und nicht das, was sie sind: Diese Platte gehörte in jeden Lehrplan des Geschichtsunterrichts.

Die vier Platten, von denen bislang hier die Rede war, künden von Leid und Leiden — kein Wunder, wenn man an die zweitausendjährige Diaspora der Juden denkt, an die Verfolgungen, denen sie seit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem ausgesetzt waren, ob es nun das Wüten der spanischen Inquisition war, die Pogrome in allen Teilen Europas oder die versuchte Ausrottung in jüngster Vergangenheit. Hinzu kommt, daß die jüdische Religion eine recht trostlose Religion ist: Für den frommen Juden gibt es kein Paradies, kein besseres Jenseits, das ihn für die Leiden im Diesseits entschädigen kann. Nicht erstaunlich also, wenn sich im Liedgut der Juden mehr Jammer ausdrückt als Freude, mehr Flehen um Erbarmen als Jubel und Gotteslob.

Aber so, wie beispielsweise das Negro-Spiritual sich in einem weit über ein Jahrhundert reichenden Prozeß vom Klageged zum Kampfgesang entwickelt hat, hat auch das jüdische Lied eine ähnliche Entwicklung durchgemacht. Es sei einmal ganz abgesehen von den Volksliedern aus Israel, die in Deutschland durch Belina, die Ofarims, die Karmoni-Singers und andere bekannt geworden sind: In ihnen klingt bereits ein neuer Ton, der jugendlich-optimistische Ton

eines zwar alten, nun aber wieder jung gewordenen Volkes. Der Weg vom Lied des Leides zum Lied des Kampfes, vom Pessimismus zum Optimismus, von der Resignation zur Lebensbejahung, läßt sich verfolgen. Eine Art von musikalischer Historiographie legt Philips vor mit der in Frankreich produzierten, in Deutschland erhältlichen Platte „Lieder aus dem Ghetto“ (832 580). Der Versuch dieser Anthologie, dieses Aufzeigen einer politisch-ideologischen Entwicklung an Hand jiddischer Lieder ist zu begrüßen, und um so bedauerlicher ist, daß es ein mißlungener Versuch wurde. Man wird schon skeptisch, wenn man die sehr aufwendig-künstlerische Plattentasche sieht; die Skepsis wird größer, wenn man liest, die „Tongestaltung“ stamme von Lasry-Bachet, wo es das Wort „musikalische Bearbeitung“ durchaus getan hätte; man findet es peinlich, auf der Plattentasche zu lesen, daß der Illustrator der Tasche, Raymond Moretti, einem Kunstkritiker zufolge „der Maler des 20. Jahrhunderts par excellence und dessen Bannerträger“ sei. Und so ist der ganze Eindruck dieser Aufnahme, bestimmt von den Produzenten gut (und vielleicht zu gut) gemeint, äußerst zwiespältig. Immer wieder schwankt man beim Anhören der Lieder aus den Ghettos zwischen Ergriffenheit, Trauer und Scham einerseits und dem Ärger über die sogenannte „Tongestaltung“ andererseits. Fast jedesmal, wenn man von der menschlichen — besser gesagt, dem Thema entsprechend, unmenschlichen — Tragödie gepackt wird, wenn die Stimme der Sängerin Sarah Gorbys nur noch Anklage ist, schlägt plötzlich alles um: Geilen schluchzen, und die Anklage wird zum Tremolo. Es gibt auf dieser Platte Hervorragendes wie „Moide Ani“, „Tzien sich machnes Fatriebenes“, „Geien sie in schwarze Ralen“, wo auch die Begleitung diskret bleibt — es gibt nahezu unerträglichen Kitsch wie „Rifkale“. Auch ist zu bemängeln, daß von einer einzigen Ausnahme abgesehen die Dichter und Komponisten nicht genannt sind — der Arbeit so verdienstvoller Historiker wie zum Beispiel Joseph Wulf ist zu verdanken, daß wir heute wissen, wer diese Ghettolieder schrieb, wo sie entstanden, wo und wann sie zuerst gesungen wurden. Das müßte man auch in einigen Worten vom Text dieser Plattentasche erfahren können. Insgesamt: Es ist gut, daß es diese Platte nun gibt — aber eine gute Platte ist es nicht.

Sie allerdings gab es einmal: Sie erschien Anfang der 50er Jahre bei der amerikanischen Mercury unter der Nummer MLP 7099 und hieß „From the Heart of a People“. Sie war in Israel aufgenommen worden, von Emma Schaver, einem genial zu nennenden Mezzosopran, gesungen, grandios begleitet von Chor und Orchester „Die Stimme Zions“ unter der Leitung von Marc Lavry. Sie enthielt neben den unvermeidlichen Liedern der Klage auch Lieder der Anklage, der Gegenwehr, der Zuversicht und der Siegesgewißheit. Das „Partisanenlied“ von Hirsch Glik (das sich auch, völlig verkitscht und als „Kunstgesang“, auf der vorgenannten Philips-Platte findet), das mitten in dunkelster Zeit im Wilnaer Ghetto entstand und selbst unter den drohenden Maschinenpistolen der SS gesungen wurde — von Emma Schaver gesungen, wird es zu einem Monument des Widerstandes gegen die Unterdrückung. Vielleicht bemüht sich eine deutsche Produktion um die Rechte dieser alten Mercury-Platte.

Ansonsten aber sollte man der jüdischen Thematik auf Schallplatten nicht mehr und nicht weniger Bedeutung zumessen als irgend einer anderen. Sie ist so wichtig und so unwichtig, so interessant und so uninteressant wie jede andere. Erst wenn man begriffen hat, daß Philo-Semitismus und Antisemitismus keine Gegenpole ohne Mittel-feld sind, wird das jüdische Problem aufhören, eines zu sein.